

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Band: 61 (1981)
Heft: 5: Max Frisch, "nicht ganz leicht zu feiern"

Artikel: Leben im Konjunktiv
Autor: Zeltner, Gerda
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-163762>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Max Frisch hat immer wieder darauf aufmerksam gemacht, deutlich, unüberhörbar. Das trug ihm zwar immer wieder Anfeindungen ein (kein öffentliches Wort von ihm, das nicht sofort eine Flut heftiger Reaktionen ausgelöst hätte), aber er hat auf diese Weise immer wieder den Konsens durchbrochen und erreicht, dass in der Schweiz auch Auseinandersetzungen stattfanden (das Gespräch am Fernsehen mit Bundesrat Kurt Furgler), dass Ideen in Umlauf kamen, dass über Dinge gesprochen wurde, die über den engen Tagespragmatismus hinausgingen.

Die Schweiz ist dadurch ein bisschen offener geworden.

GERDA ZELTNER

Leben im Konjunktiv

Nein. Auf einer Seite lässt es sich nicht sagen. Es sei denn, ich streiche alles weg, den Dramatiker, den politischen Streiter, den Tagebuchsreiber, und behalte nur eines, das mir etwas Besonderes bedeutet und dem wohl auch die Literatur – zumindest der Schweiz – die meisten Impulse verdankt: «Gantenbein». Zwar nicht einfach «Gantenbein», nein, *der* «Gantenbein», dem ein «Stiller» vorangegangen war: die Geschichte eines Mannes, der dem Bild, das die Umwelt sich von ihm macht, beharrlich entgegenhält «Ich bin nicht Stiller». Ein grossartiger und zugleich tief in des Autors Welt verwurzelter Einfall. Was aber lief schief, dass er am Ende doch bloss resigniert auf seinem Namen hocken blieb? Viele Antworten legt das Buch uns nahe; vor allem aber zeigt es genau und differenziert, dass mit der Litanei von «ich bin» und «ich bin nicht» keiner aus der Welt der Bildnisse herausgelangt. Und ferner, ebenso existentiell: wenn ein Autor in so gesetzeskonformer Art erzählt, und also das *Bild*, das wir uns von der Gattung «Roman» machen, so genau *bestätigt*, wie sollte da die Botschaft vom Verweigern des Bildnisses, die ja auch eine *anarchische* Botschaft ist, wahr werden können?

Und hernach: «Mein Name sei Gantenbein»: Ein Titel, der eine Literatur versprach, die anderswo beginnt, dort, wo die *Ichverbissenheit* eines Stillers überwunden wäre. Aufgekündigt waren denn auch die Erzählkonventionen. Statt Chronologie die Sequenzen, aufgereiht an dem hypothetischen «Ich stelle mir vor:». Und indem nun nicht mehr das eine aus

dem anderen erfolgreich sich zuträgt, ergibt sich wie von selber das, was immer eine Sehnsucht dieses Autors ist: auch das Geschehende ist befreit aus dem so und nicht anders verlaufenden Schicksal, den so und nicht anders verlaufenden Bildnislinien. Und damit kam auf einmal das Lächeln in die Sätze; in diese Sätze, die mit ihren närrischen Perspektivenwechseln laufend belegen, dass hier einer spricht, der vom eigenen Ich und dessen Selbstmitleid abzusehen gelernt hat.

Was also? Von «Stiller» zu «Gantenbein» – *den beiden Extremen seines Schaffens* und wohl auch seines Wesens – offenbart sich Frisch als ein so hervorragend sensibler Schreiber, dass sich mit jeder Spur Grammatik auch eine Spur Leben verändert. Sein Sagen im Konjunktiv dichtet auch ein Leben im Konjunktiv; in dem Modus, der in allen Sprachlehrbüchern erst *an zweiter Stelle* steht.

Je hartnäckiger die heutige Literatur sich vor einer dunkel verschlossenen Zukunft nach rückwärts wendet, um über Väter und Grossväter Gericht zu halten, um so mehr wird mir «Gantenbein» zum unersetzbaren Freund. Seine Aufforderung zu einem Dasein, das sich nicht selbst im Wege steht, das die eigene Person an die zweite Stelle setzt, um die erste offen zu lassen: für das Unerwartete, das Nicht-Normierte, das «ich stelle mir vor»: die Potentiale der Phantasie. Vor allem aber: für den Entwurf, der tapfer genug ist, auch in die Zukunft zu denken. Leben im Konjunktiv – eine Utopie? gewiss; wer aber hat sich denn so vielstimmig für die Legitimität, ja für die Notwendigkeit der Utopie eingesetzt, wie Max Frisch?